

1

EINLEITUNG

Ein gnadenloser Erzähler

Im Februar 1990 kündigt der letzte Regierungschef des alten südafrikanischen Regimes zusammen mit der Freilassung Nelson Mandelas das Ende der Apartheid an. Nach der Wahl Mandelas zum neuen Präsidenten der Republik Südafrika vier Jahre später nimmt die sogenannte Wahrheits- und Versöhnungskommission unter Desmond Tutu zwischen 1996 und 1998 die Aussagen von Opfern, Tätern und Zeugen der Apartheidzeit auf. 1999 schließlich veröffentlicht J.M. Coetzee *Disgrace*, die trotz ihres befremdlichen regionalen Szenarios vielleicht letzte große Erzählung des zwanzigsten Jahrhunderts.

Disgrace wird in seinen ganzen Implikationen allerdings erst lesbar neben den ihm vorausgehenden Schriften, den in jenem bewegten Jahrzehnt veröffentlichten Romanen und Erzählungen Coetzees, beginnend mit *Age of Iron* (1990) über *The Master of Petersburg* (1994) und *Boyhood* (1997) bis zu *The Lives of Animals* (1999). Zusammen haben sie den südafrikanischen Gesellschaftswandel begleitet und bezeugt – vom offenen Rassismus über einen faktischen Bürgerkrieg bis zur anvisierten Versöhnung. Die meist gewaltdurchdrungenen Schicksale ihrer Protagonisten werden zudem global bedeutsam. Ihren weitreichenden soziokulturellen Kontext versuchen die folgenden zweihundert Seiten zu bestimmen.

John Maxwell Coetzee stammt aus Cape Town, genauer noch aus der vorgelagerten, sich weit ins Innenland streckenden Halbwüste Karoo; nicht aus der industriellen Minengegend um Johannesburg/Soweto oder dem Eastern Cape, jenen Kerngebieten der gewaltsamen Konfrontationen während und im Ausklang der Apartheid. Coetzee beschreibt sich retrospektiv als jemanden, »who had grown up in a European enclave in Africa, who disliked travel, who preferred books to life [...] a Western colonial whose imaginary identity had been sewn together (how thinly, and with how many rents!) from the tatters passed down to him by high modernist art« (DP: 24). Trotz seines modernistischen Erbes erscheint dem europäischen Leser der Schriftsteller und Geisteswissenschaftler Coetzee mit seinen weitverzweigten Bezugfeldern als geradezu klassischer *man*

of letters. Er hat sich ebenso in der Mathematik und Informatik wie in der Linguistik betätigt. Nicht zuletzt diese Tätigkeiten bestimmen den Ansatz seiner ersten veröffentlichten Abhandlungen literarischer Themen. Seine frühen literaturwissenschaftlichen Essays sind geprägt von technisch-formalistischen Analysen, verschrieben den in den sechziger Jahren aufkommenden, vor allem sprachtheoretischen Strömungen (Formalismus, generative Grammatik, kontinentaler Strukturalismus), aus denen sich für Coetzee früh die Prämisse herauskristallisiert, dass sprachliche Strukturen jeden historischen Diskurs determinieren. Der ab und an auch als Übersetzer auftretende Coetzee beschreibt Afrikaans, die Sprache seiner Vorväter und der Apartheid (der Afrikaander also, jener in sich hybriden, das heißt holländisch, deutsch, hugenottischen Bevölkerungsgruppe – einer drastischen Minderheit innerhalb Südafrikas), als in ihren Grundzügen monologisch, die englische Sprache hingegen, in welcher er erzogen und ausgebildet wurde, als dialogisch. Doch wird diese etwas spekulative, auf die Analyse kolonialer Diskurse gerichtete Feststellung allein schon dadurch dynamisiert, dass für Coetzee Afrikaans, zumindest in jungen Jahren, immer auch Anlass zur lustvollen Identifikation und mimetischen Faszination gegeben hat, wie es sein Memoire *Boyhood* (1997) nahelegt.

Bereits Coetzees frühe, vermeintlich technokratische, statistisch-syntaktische Analyse von Samuel Becketts späten konstruktivistischen Schreibexperimenten (1973) erscheint im Nachhinein als »a rigorous inquiry into the ontology of fictional discourse« (DP: 1) oder, etwas anders formuliert, als eine erste Auseinandersetzung mit dem Stoff der Sprache und dem literarischen Korpus. So ist auch Coetzees spätere an einer derartigen Diesseitigkeit geschärfte Prosa stets bedacht, ihr Material noch vor ihren eigentlichen Bedeutungshorizont zu stellen. Dies soll nicht heißen, hier schreibe jemand gegen die eigene symbolische Transparenz an. Klarheit im sprachlichen Ausdruck, auch und gerade in ambivalenten Passagen, ist leitendes Prinzip sowohl seiner literaturwissenschaftlichen wie seiner literarischen Arbeiten. Wie seine im konventionellen Sinne niemals ›unverständlichen‹ Fiktionen, so sind auch Coetzees Essays auffällig schlüssig und instruktiv. Ähnlich seinem literarischen Output, zeichnet die akademische Tätigkeit Coetzees, der trotz seiner vielen akademischen Stationen und Professuren selbst von einer nur mittelmäßigen universitären Laufbahn spricht (SI: 39), eine fast schon bürokratische Kontinuität aus. So wie im Schnitt alle drei Jahre ein Roman erscheint, so erblickt alle paar Monate ein in der Regel nicht allzu umfangreicher Aufsatz das Licht der Öffentlichkeit (zumeist im *New York Review of Books*). In diesen findet sich auf jeweils vier bis acht Seiten beispielsweise das nahezu gesamte Werk Walter Benjamins, Paul Celans

oder W.G. Sebalds (um nur einige deutschsprachige Autoren zu nennen) abgehandelt – in gezielten und gewissenhaft aufgearbeiteten, häufig gar schematischen Kommentaren und Rezensionen, die ihr Thema stets durchdringen, ohne es dabei zu erschöpfen.

Intellektuell und ethisch überaus anspruchsvoll, gesellschaftspolitisch aber nicht immer unproblematisch: selten wurde und wird die eigentliche Prosa Coetzees ohne Vorbehalt kommentiert. So fraglos bekümmert ihr Ausblick, so bewusst ausgezerrt ihre rhetorische Gestalt, so scharfsinnig und konsequent erscheinen ihre gedanklichen und sprachlichen Konstruktionen. Wenn sie sich stellenweise auch bilderreich zeigt, ist sie letztendlich durch und durch prosaisch, im Angedenken einer Erhabenheit, die aber nur noch in einer erzählerischen Ernüchterung ihren Ausdruck finden kann. So ist sie in höchstem Maße realistisch, aber selten rein abbildend, ihre Realität häufig die Einbettung der Allegorie im gewaltdurchdrungenen Alltag. Man könnte selbst etwas bildmalerisch sagen, hier träfe Flaubert auf Kafka vor einem verzerrten postkolonialen (gesellschaftlich) und poststrukturalistischen (literaturtheoretisch) Hintergrund. Doch hat Coetzee rein formal recht wenig von Flauberts chirurgischem Literaturdispositiv des neunzehnten Jahrhunderts, genauso wenig wie vom Schriftbau Kafkas, geschweige denn von Dante, Defoe und Dostojewskij sowie all den anderen Referenzfiguren, die sich in Coetzees Texten die Klinke in die Hand geben. »But seriously, we can't go on parasitizing the classics forever.« (WR: 68) Der intertextuelle Dialog mit den kanonischen Autoren der westlichen Literatur täuscht nie darüber hinweg, dass deren Autorität angesichts jenes verspäteten kolonialen Systems nicht schamlos übernommen werden kann. Wenn hier die toten Meister sprechen, so weniger als orphische Wiederbelebung oder Bewahrung einer kulturellen Tradition denn als Ausdruck der Schwierigkeit beim Eingedenken einer krisenhaften Gegenwart. Bemerkenswert und näher zu beleuchten bleibt dabei, wie eigentümlich Coetzees Prosa ihre Intertexte in Szene setzt.

Sein Stil kann aber schon daher nicht mehr bloß der Kafkas oder Flauberts sein, weil Coetzee, trotz der unheimlichen Überlappung der Minorität- und Hegemonialsprachen Südafrikas und trotz seiner Affinität bzw. trotz der seiner Sozialisation geschuldeten Nähe zur niederländisch-burischen, deutschen, aber auch lateinischen Sprache und Kulturtradition, sich zutiefst dem Englischen verschrieben hat: mit all seinen linguistischen Eigenheiten und Möglichkeiten (SI: 42), aber auch mit seiner Komplizenschaft an jenem historischen Gewaltssystem der Apartheid. So befindet sich Coetzee von Hause aus, hier wieder in Analogie zu Kafka, in der Fremde gegenüber der eigenen Sprache, als Gast in seiner »Muttersprache«. Viele seiner Protagonisten und Erzähler suchen »a reconstruc-

tion of English« (Dg: 129), indem sie sich gegen die Reduktion von Sprache auf reine Kommunikationsformen wenden.

Wenn auch Coetzees Schriften ihrer besonderen gesellschaftshistorischen Landschaft entspringen, so lassen sie immer den unnahbaren Kosmopoliten und Nomaden erkennen, der mittlerweile auf dem für ihn vierten Kontinent seine Zelte aufgeschlagen hat: nach Cape Town in Afrika, London in Europa sowie Austin und Chicago in Amerika, nun Adelaide in Australien. Ähnlich zeigen sich auch seine fiktionalen Charaktere nahezu durchgängig, entweder aufgrund ihrer Gesinnung oder ihrer Umgebung, als hoffnungslos individualistisch, idiomatisch, idiosynkratisch. Sind sie keine Intellektuellen im inneren Exil, keine hochqualifizierten (wenn auch nicht unbedingt ›begnadeten‹) Meister der Reflexion (stets in der Lage, wie düster auch immer ihre Visionen, ihr Umfeld innerhalb einer ebenso reichen wie zwiespältig beäugten kulturellen Tradition zu vermessen), so sind sie Vagabunden. Doch allesamt erleben sie verschiedene Versionen einer Verbannung; fast alle gehen, verhärtet und doch hartnäckig, einem ›gnadenlosen‹ Ende entgegen.

Gnade ist dem Allgemeinverständnis nach der Akt einer (äußeren) Instanz. Ist hier von dem ›gnadenlosen‹ Schicksal einiger ›unbegnadeter‹ Charaktere die Rede, so im Hinblick darauf, dass Coetzee Gnade, ohne Zuhilfenahme eines metaphysischen Vokabulars allerdings, als einen potentiellen Stand beschrieben hat, in welchem die Wahrheit ohne Verklärung erzählt werden könne (DP: 392). Diesen potentiellen Stand suchen, inszenieren und verfehlen alle seine Geschichten bis zu einem gewissen Grad. Diesen Grad wiederum genau zu bestimmen, ist Ziel der folgenden Seiten. Coetzees Erzählungen erscheinen unterm Strich ebenso unverklärt wie, im umgangssprachlichen Sinne, gnadenlos und unversöhnlich. Wenn sie nur jenen Trost spenden, der im Unausweichlichen steckt, so weil sie, in ihrer ganzen Selbstreflexivität, oder besser: dem erdrückenden Wissen um das sich unter den gewaltsamen gesellschaftlichen Umständen konstituierende Selbst, das Menschliche nur innerhalb gewisser Zwänge zu repräsentieren vermögen. Coetzees bereits zur Verleihung des Jerusalem Preises im Jahr 1987 geäußertes Urteil zur damaligen südafrikanischen Gegenwartsliteratur ist zumindest Ausgangspunkt (trotz des enormen zwischenzeitlichen Gesellschaftswandels) für sein eigenes Werk bis dato. »It is a less than fully human literature, unnaturally preoccupied with power and the torsions of power, unable to move from elementary relations of contestation, domination, and subjugation to the vast and complex human world that lies beyond them. It is exactly the kind of literature you would expect people to write from a prison.« (DP: 98) Schon von daher erfordert und gewährt seine Literatur ein Supplement der aktiven Deutung. Doch wie konkretisiert diese seine

Schriften aus den neunziger Jahren, welches ist ihre über diese bislang noch recht allgemeine Skizze Coetzees hinausgehende Dimension?

Rezeptionslinien

Coetzee selbst veranschlagt für sich biographisch einen Wendepunkt, der mit dem von mir gewählten Zeitrahmen zwar nicht punktgenau übereinstimmt, aber doch korrespondiert. Ein zunehmend heikler werdendes autobiographisches Erzählprojekt datiert er in der Retrospektive seiner Aufsatz- und Interviewsammlung von 1992, *Doubling the Point*, auf Mitte der achtziger Jahre, genauer auf die Entstehungszeit eines Essays über Tolstoi, Rousseau und Dostojewskij (1985). »I find the story I tell about myself has a certain definiteness of outline up to the time of that essay; after that it becomes hazier, lays itself open to harder questioning from the future« (DP: 392). Dieser autobiographische Kommentar soll die zwangsläufige Streitbarkeit (wenn auch nicht Willkür) meiner Textauswahl natürlich nicht verschleiern. So ließe sich schwerlich nachweisen, wie gelegentlich behauptet, bis in die achtziger Jahre hinein seien Coetzees Romane überwiegend allegorisch, danach verstärkt realistisch. Es erscheint schon sehr viel plausibler, dass sich seine Texte zuletzt immer weniger mit der Grammatik und Syntax des literarischen Schreibens beschäftigen und zunehmend mit seiner Performanz und Stimme, dass zunehmend ethische Belange statt epistemologischer Bezüge ins Zentrum rücken.

David Attwell, der in wissenschaftlichen Kreisen wohl anerkannteste Advokat Coetzees, hat einen geringfügig verschobenen, bei ihm dann eindeutig historisch motivierten Zeitrahmen benannt. Attwell sieht als Coetzees vorrangiges Sujet seit 1983 und bis in die neunziger Jahre hinein die Eigenarten und die Krise der Erzählformen während jenes von Nadine Gordimer in Anlehnung an Antonio Gramsci benannten »Interregnums« (DP: 4), also jener Zeit, in der die alten Machtstrukturen nicht mehr voll greifen, die neuen aber sich noch nicht manifestiert haben. Ich werde auf den in die erste Zeit dieses Interregnums fallenden Roman *Life & Times of Michael K* (1983) noch gesondert eingehen, auf seinen folgenden, *Foe* (1986), jedoch nicht eigens. Das folgende Zitat Attwells entstammt den einleitenden Bemerkungen zu jener Essay- und Interviewsammlung und somit jener Zeit zu Beginn der neunziger Jahre, als der Umbruch der südafrikanischen Gesellschaft sich deutlich abzeichnete, sich aber noch nicht durchweg vollzogen hatte.

The argument - less a ›position‹ than a condition of Coetzee's work - is that the discursive-political consequences of the country's protracted trauma *militate against* fictionality. Or what kind of authority can the novel muster

if it is to speak in terms commensurable with the times? What form of address is possible under such conditions? Questions such as these bring into focus the more representative crisis of postmodernism and its so-called paralysis before history, but Coetzee's achievement is to have found the means, within fiction, to interrogate this paralysis - indeed, not only to interrogate it but to move beyond to a reconstructed position in which fiction begins to speak to the political in its own terms. This Coetzee manages both by drawing into his fiction the skepticism and symptomatic sensitivity of poststructuralism, and by searching for ways in which the novel might recover an ethical basis, in full appreciation of the political context (DP: 4).

Ohne dieses jetzt im Einzelnen aufzuschlüsseln, macht ein derartiges Resümee rasch deutlich, was in der Rezeption Coetzee's längst vorausgesetzt werden kann: ein bereits etabliertes, recht weitläufiges Kritikfeld, vermessen zwischen Mimesis und Metatextualität, Geschichte und Fiktionalität, Hegemonie und Marginalität, Identität und Alterität, Postkolonialismus und Postmoderne. Jede weitere Analyse, die ihren Aufwand wert sein soll, muss hier ihren Ausgangspunkt nehmen, um diesen als solchen hinter sich zu lassen. Für ein derartiges Unterfangen lässt sich ein ausdrückliches Plädoyer bei Coetzee selbst finden – hier im Rückbezug auf seinen Roman *Life & Times of Michael K*. »What is left of Michael K after he has been explained in terms of marginality in Africa? Is it what is left *after* that interrogation that should interest us, not what the interrogation reveals?« (DP: 199f.)

Es ist daher nur bedingt ein Problem, dass die in den letzten zwei Jahrzehnten in ihrer Vernetzung und in ihrem schierem Ausmaß sich stetig potenzierende Sekundärliteratur¹ nur mehr ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit und nur stark polarisierend zusammengefasst werden kann. Neben David Attwell², einigen anderen Monographien³ sowie den Autoren inzwischen kaum noch zu überschauender Einzeldarstellungen

1 Diese ist naturgemäß überwiegend englischsprachig erschienen, teils auch auf Französisch und Afrikaans (hier nicht aufgenommen), selten auf Deutsch. Die bislang einzige deutschsprachige Buchveröffentlichung liefert noch eine Auseinandersetzung mit dem kolonialen Bewusstsein in den Romanen bis einschließlich *Foe* (Mennecke 1991).

2 Besonders in seinen Interviewbeiträgen und Einführungen in *Doubling The Point*, die in der Tat pointierter noch als seine eigene Monographie (Attwell 1993) sind.

3 Ob nun mit verstärkt biographischer Gewichtung (Penner 1989), mit einer geschichtshermeneutischen Tendenz (VanZanten Gallagher 1991), mit einer Betonung postmoderner Textpraktiken im kolonialen Umfeld (Mennecke 1991), mit einem komparativen Ansatz sowie einem erklärt postkolonialen Theorierahmen (Kosew 1996; Jolly 1996) oder in der Zusammenfassung und Ausdifferenzierung aller dieser Ansätze (Head 1998).

in Dissertationen, Sammelbänden und Fachzeitschriften⁴, kommen die drei wohl nachhaltigsten Ansätze (in der Tat vornehmlich poststrukturalistische und postphänomenologische Ansätze) von Teresa Dovey mit ihrer bahnbrechenden Studie via Jacques Lacan, von Derek Attridge via Jacques Derrida und von Mike Marais via Emmanuel Levinas.

Gewiss hat sich bereits früh, zumindest aber seit den späten achtziger Jahren, die Auseinandersetzung mit Coetzee über eine rein agitatorische gesellschaftspolitische Standortbestimmung hinweg zu differenzieren begonnen. Verhandelt werden seitdem kulturtheoretisch sehr viel anspruchsvollere Erzählmodelle innerhalb des geschichtlichen Kontextes von Kolonialismus und Apartheid. Hierbei gestaltet sich die Rezeption zunehmend über die Einsicht, dass die spezifische Situation Südafrikas eine doppelte Betrachtung erfordere. Eine Betrachtung einerseits über die Erkenntnis, dass jegliche Fiktion eine kulturelle Praxis auf einem spezifischen Feld historischer Zusammenhänge darstellt, andererseits über die, dass Geschichte im Gegenzug als Diskurs in einem integralen Feld von Macht und Wissen über koloniale und imperiale Strategien produziert wird. Die naive Annahme, in der südafrikanischen Gesellschaft mit so dominanten Machtformationen lasse sich Widerstand noch in einem direkt proportionalen Abbildungsschema artikulieren, findet schon früh keinen Abnehmer mehr. Die unterschiedlichen kritischen Ansätze suchen vielmehr ihr jeweils eigenes theoretisches Tarifsystem, um zwischen diskursiven Mustern und textinhärenten Strategien zu vermitteln. In ihren besten Momenten schaffen sie es, das Credo eines *New Historicism* aufzunehmen, nämlich gleichzeitig Geschichte als Text und den Text als historisches Phänomen zu untersuchen. Allerdings positionieren sich einzelne Darstellungen, teils ungewollt, dann doch wieder in einer Opposition oder gar Hierarchie von Geschichte und Text, Diskurs und Literatur.

Verlief die bisherige Rezeption Coetzees zuletzt häufig über die Herleitung, Apologetik oder Kritik von postmodernen und postkolonialen Repräsentationsmodellen, so vor allem dann, wenn sie ihre Ästhetik und Ethik als Verhältnis zur sogenannten Alterität zu bestimmen sucht. Hierbei hat sich bestätigt, dass jede ethische und ästhetische Betrachtung sich per se auf heterogene Beziehungen ausrichten muss – statt auf das Verhältnis des Individuums zu einem über diskursive Grenzziehungen willkürlich positionierten Sozium oder einem transzendental bestimmten Gegenüber. Nur legt die häufig folgende Abgleichung auf die Alterität in den eigentlichen Interpretationen, entgegen der ursprünglichen Intention,

4 Vor allem in jenen Sammelbänden und Spezialausgaben direkt zu Coetzee (Valdez Moses 1994; Huggan 1996; Kossew 1998; de Kock 2002); aber auch in jenen allgemein zur südafrikanischen Literatur während und nach der Apartheid mit starker Gewichtung auf Coetzee (Attridge/Jolly 1998; Pechey/Youssaf 1999; Attwell/Harlow 2000).

doch wieder ein Abgrenzungsmuster zugrunde.⁵ Dies mag wiederum aus den historischen Begebenheiten erklärt werden. Doch in dem Maße, wie die hier vorliegende Arbeit ausdrücklich auf den Übergang in die Nachapartheid abzielt, löst sie sich vom Begriff des ›Anderen‹. So einsichtig der ›Andere‹ als konzeptionelle Variable in allgemeinen philosophischen und kulturtheoretischen Erörterungen, so wichtig der Hinweis von Mike Marais, dass »otherness is routinely foreclosed upon attempts to represent it« (Marais 1998: 48), so wenig spezifisch und hilfreich erscheint diese Variable inzwischen für eine Lektüre der neueren Texte Coetzees. »Das Problem des Anderen«, von dem Marais sehr differenziert berichtet, mag als Kritik der jeweiligen Vereinnahmung Coetzees durch Postmarxisten, Postfeministen und Postmodernisten dienen, als eigenständiges Lektüremodell ist es inzwischen unbefriedigend. Bei Coetzee gibt es kein Problem des Anderen, jedenfalls nicht mehr oder weniger als in den meisten anderen literarischen Texten – wie postkolonial oder postmodern diese auch sein mögen.

Was der geschilderte Blickwinkel auf Coetzee allerdings deutlich erkennbar macht, ist, dass dieser selbst einen großen Teil des postkolonialen, postmodernen und poststrukturalistischen Kanons bereits rezipiert und aufbereitet hat. Die Trennlinie zwischen sogenanntem kreativen und kritischem Ausdruck ist bei ihm von Anfang an extrem unscharf.⁶ Theoretischer Ansatz und Lektüre meinerseits ordnen sich daher auch weniger in getrennter Abfolge, sondern parallel und immer wieder übertragend, über- und ineinandergreifend. Will ein theoretischer Ansatz nicht in einer reinen Werkphilologie aufgehen, muss er folglich gerade jene Textspuren beleuchten, die den Schriften Coetzees einen neuen Widerstand entgegenbringen. Schon daher kann es nicht darum gehen, in Coetzees Figuren eine Illustration der jeweiligen Theorie aufzuzeigen oder gar eine vermeintliche (ein- oder gegenseitige) Rezeptionslinie nachzuzeichnen.

5 Hiergegen ließe sich Jacques Derridas zweite kanonische Formel »tout autre est tout autre« (nach dem häufig enigmatisch verstandenen Verweis »il n'y pas de hors texte«) als Versuch einer ethischen Bestimmung von Alterität zwischen Transzendenz und Immanenz ins Feld führen (Derrida 1994: 408ff.).

6 Coetzees fiktionale Texte bieten ausdrücklich eigene, meist selbst verworfene, Interpretationsmodelle. Diese Tendenz offenbart weniger ein transparent werdendes kritisches Selbstbewusstsein als eine Strategie zur Hinterfragung der eigenen Aussageposition. Seine auch in seinen Erzählungen offenkundige Belesenheit zeitgenössischer Philosophen und Literaturwissenschaftler haben ihm den naiven, weil selbstredenden Vorwurf zugetragen, er mache seine Werke »critic-proof, or at least resistant to critical parameters. [...] His novels understand his critics better than the other way around.« (Glenn 1994: 25) Warum sollte man ihn, oder sonst jemanden, kritisch lesen wollen, wenn es sich anders verhielte?

Coetzee mit Agamben

»Coetzees Schriften von 1990 bis 1999« also. Andere denkbare Titel, wie beispielsweise »Coetzees Schriften während des südafrikanischen Gesellschaftswandels« oder »Coetzees Schriften im Ausklang der Apartheid« hätten einen zu engen thematischen Rahmen vorgegeben. Dies soll nicht das zuweilen national- oder gar regionalspezifische Milieu der meisten Plots in Abrede stellen. Während die Republik Südafrika in den neunziger Jahren den Übergang von der Apartheid zur Demokratie vollzieht, gestalten sich Coetzees Schriften im Eingedenken seiner Vorzeichen, Begleitumstände und Konsequenzen. Sie tun dies gewiss auch dann noch, wenn der Wandel in Südafrika nicht mehr erklärtes Thema ist, so wie *The Master of Petersburg* in den revolutionären und gewaltbesessenen Kräften im Russland des mittleren neunzehnten Jahrhunderts noch sehr leicht nachvollziehbar die Parallele zum Südafrika der späten achtziger, frühen neunziger Jahre zeichnet. Jedoch inszeniert Coetzee stets auch eine in ihren Implikationen weitreichendere Problematik, die mit der Ablösung und eventuell sogar Bewältigung (auch im Sinne einer ›Vergangenheitsbewältigung‹) der Apartheid nicht beendet sein wird. So hat *The Lives of Animals* mit der besonderen geschichtlichen Konstellation in Südafrika bereits gar nichts mehr zu tun.⁷ Ganz allgemein geben sämtliche Schriften Coetzees aus den neunziger Jahren den Blick auf ein umfassenderes, ja epochales Phänomen frei, auch wenn dieses an diesem Ort, zu dieser Zeit und in dieser Form wohl erst der Ausklang der Apartheid ins Visier rücken konnte.

Attwell hat zurecht jene Verbindung zwischen dem langandauernden historischen Trauma des Landes und dem historiographischen Skeptizismus (bzw. der »symptomatischen« Sensibilität) innerhalb von Postmoderne und Poststrukturalismus gezogen, der Coetzees Fiktionen mit ihrem ganz eigenen schriftstellerischen und ethischen Inventar begegnet. Diese Begegnung bedarf aber in einer weiteren Instanz sowohl eines allgemeineren als auch eines spezifischeren kritischen Vokabulars. Allgemeiner, insofern Coetzees Texte in den neunziger Jahren eine Dimension angenommen haben, die den Rahmen Südafrika sprengen. Spezieller, insofern allgemeine postmoderne, postkoloniale oder poststrukturalistische Erklärungsmuster hierfür sicher per se nicht ausreichen.

Was charakterisiert also die verschiedenen Erzählungen über diesen Rahmen und diese Muster hinaus? Wie bestimmt sich sein narratives Subjekt? Das gewählte Titelzitat (»Not grace, then, but at least the body«) spricht von einer unerreichten Gnade. Wie bereits erwähnt hat Coet-

7 Wobei Coetzee mit der australischen Protagonistin dieser und weiterer Erzählungen auch seine eigene, in Südafrika vielfach bedauerte und auch kritisierte Emigration begleitet hat.

Coetzee an anderer Stelle, aber durchaus übertragbar, den Stand der Gnade definiert als einen Zustand, in welchem die Wahrheit ohne jede Verklärung artikuliert werden könne.⁸ Coetzee setzt diesem, nicht zuletzt unter den historischen Begebenheiten unerreichbaren Zustand dann zweierlei entgegen. Einerseits die Scham, Schmach und Schande, andererseits eben den Körper. Keiner der beiden Begriffsfelder ist in einer symmetrischen Opposition zur Gnade, quasi als dessen Negation, zu verstehen, also nicht in den Bedingungen eines unklaren oder gar blinden Erzählens. Wie aber dann?

In sämtlichen Werken Coetzees aus den neunziger Jahren, von *Age of Iron* bis *Disgrace*, verläuft die eigentliche ethische Bestimmung seiner Protagonisten nicht über die Würde, auch nicht über eine (tragische) Schuld, sondern über die Scham, Schmach und Schande. Die hier verfolgte These ist nun, dass diese Begriffe bei Coetzee (im Original: »shame« und »disgrace«), ungeachtet ihrer mannigfaltigen Manifestationsformen (als physische Verunstaltung und Entblößung, als historisch oder persönlich bedingte Gewalterfahrung, als soziale Isolation und Verbannung), erst im Bezug auf eine bestimmte, zunächst einmal strukturell zu nennende Beziehung lesbar werden. Diese strukturelle Beziehung ist eine jegliche Bereiche soziokulturellen Lebens erfassende Entgrenzung des Subjekts – der drohende Entzug jeglicher gesellschaftlichen und kulturellen Bestimmung, die Entblößung einer qualitätslosen Existenz. Wenn auch Coetzee diese Entgrenzung zumeist vor dem Hintergrund des südafrikanischen Gesellschaftswandels inszeniert, reicht sie über diesen hinaus und betrifft die (teilweise grauenvollen) Entwicklungen innerhalb westlicher Kulturräume im zwanzigsten Jahrhundert insgesamt.

Die Scham und die Schande allerdings offenbaren sich als uneinholbarer Rest dieser Entgrenzung – also gleichzeitig als ihr Produkt und ihr Widerstand. Dabei liefern sie in noch zu bestimmender Weise ein Zeugnis von ihr. Dieses Zeugnis nimmt bei Coetzee Gestalt an jenseits von Aussagen mittels einer differentiell-mimetischen Registratur. Es tut dies zwangsläufig, da es ja eine Entgrenzung betrifft zwischen einer rechtlich, politisch oder kulturell eingefassten Möglichkeit der Äußerung und einem Verstummen bzw. sich Gebärden in einem rechts- und sprachlosen Raum – zwischen lebendem Wesen und sprechendem Subjekt oder, bei Coetzee motivisch zugespitzt, zwischen Tier und Mensch. Dieses

8 Coetzees Thema in diesem Fall ist die Geständnisliteratur Rousseaus, Tolstois und Dostojewskijs, sein hier entworfenes Begriffspaar lautet Zynismus und Gnade. »Cynicism: the denial of any ultimate basis for values. Grace: a condition in which the truth can be told clearly, without blindness.« (DP: 392) Coetzee spricht allerdings im Zusammenhang seiner Auseinandersetzung mit Kafka auch von »moments of analytic intensity [...], in their lesser way, a matter of grace, inspiration« (DP: 199).

Zeugnis betont stattdessen das Szenische und Gestische der Artikulation, ihre ›Verkörperung‹. Die Schamesröte und der in Schande gesenkte Kopf werden hier zur Schwelle der Ausdrucksformen des Subjekts. In ihnen begegnen und bedingen sich noch Subjektivierung und Entsubjektivierung gegenseitig.

Mit dieser bislang noch stichpunktartigen theoretischen Konzeption beziehe ich mich auf die zunächst rechtsphilosophisch ausgerichteten, letztlich aber gesamtgesellschaftlich bzw. soziokulturell auszubuchstabierenden und immer stärker in den Blick der Öffentlichkeit geratenen Überlegungen des italienischen Philosophen Giorgio Agamben. Im Einzelnen zu jenen Macht- und Souveränitätsstrukturen, welche dieser mit Michel Foucault Biopolitik nennt, und zur Zeugenschaft. Ein jüngst in deutscher Übersetzung veröffentlichtes Essay von Agamben, *Das Offene. Der Mensch und das Tier* (2003; it. 2002), fokussiert die Bedrohung jener strukturellen Einschnürung des Subjekts im Verhältnis der Tiere zum Menschen. Agamben schreibt hier:

Vielleicht sind nicht nur die Theologie und Philosophie, sondern auch Politik, Ethik und Jurisprudenz in dieser Differenz zwischen Mensch und Tier aufgespannt und aufgehoben. [...] Wenn die Differenz erlöscht und die beiden Begriffe zusammenfallen, wie es sich heute zu ereignen scheint, dann verschwindet auch die Differenz zwischen dem Sein und dem Nichts, dem Zulässigen und dem Unzulässigen, dem Göttlichen und dem Dämonischen, und an ihre Stelle tritt etwas, für das man kaum einen Namen finden kann. (Agamben 2003a: 32)

Es ließe sich wohl kaum ein treffenderer Grundgedanke für die hier anvisierten Texte von Coetzee finden. Nicht nur nimmt auch bei Coetzee das problematisch gewordene Verhältnis von Tier und Mensch schon als Motiv zusehends eine zentrale Stelle ein; das (noch) namenslose Produkt jener Entdifferenzierung, von der Agamben spricht, scheint, wenn auch in anderer Form als bei Agamben, bei Coetzee in den letzten Jahren eigentliches Kernthema und schriftstellerischer Impetus geworden zu sein. Unter den Vorzeichen der genannten Entgrenzung, dem Verwischen jeglicher soziokulturellen Bestimmung (dem Verwischen also jener Unterscheidung zwischen Mensch und Tier im Menschen selbst, die über Jahrhunderte Basis von soziokulturellen Bestimmungen gewesen ist), droht auch der literarische Ausdruck seinen gesellschaftlichen Rückhalt, seine spezifische Aufgabe (wie auch immer wir diese kulturhistorisch vorab definiert haben sollten) zu verlieren. Die daraus resultierende Problematik ist damit aber noch nicht näher spezifiziert.

Das Verhältnis Tier/Mensch als eine Differenz des Menschen zu den Tieren, statt von den Tieren hat Coetzee parallel zu *Disgrace* in seiner Vortragserzählung *The Lives of Animals* umrissen. Hier wird eine auch in anderen Texten implizite Zweiseitigkeit der Entgrenzung anhand einer konkreten Erscheinungsform ausdrücklich benannt. Einerseits wird eindringlich die überaus kontroverse Analogie zwischen der industriellen Verarbeitung von Nutztieren und den Tötungsmechanismen des Nationalsozialismus hergeleitet, also die Analogie zwischen den Schlachthöfen in Chicago und den Vernichtungslagern der Nazis – wobei die Erzählung stets die sprachlich-rhetorischen Muster, die einer solchen Analogie stattgeben, bedenkt und zum Teil unterläuft. Andererseits wird die Möglichkeit und Notwendigkeit einer uneingeschränkten Vorstellungskraft des Mitgefühls mit einem anderen Wesen (nicht zuletzt als eigentliches schriftstellerisches Vermögen) eingeklagt. Diese weiß sich wiederum nicht mehr über eine proportionale mimetische Abbildung auszudrücken, sondern nur über das, was Coetzee die Darstellung eines »embodiment« oder eines »embeddedness in life« nennt. Hieraus ergeben sich, gerade für die Literatur, zwei doch vielleicht gegenläufige Impulse. Etwas plakativ zusammengefasst: Muss ich mich noch in ein anderes Wesen hineinversetzen, das doch strukturell inzwischen ununterscheidbar von mir ist, dessen strukturelle Ununterscheidbarkeit ich doch gerade in Szene setze? Endgültig kann und will Coetzee diese Zwickmühle der Entgrenzung ästhetisch und ethisch nicht auflösen. Was nicht heißt, dass er nicht immer wieder jenen Punkt umkreist, an dem die Entgrenzung wohl noch gleichermaßen Bedrohung und Potential zu sein vermag und damit seinen eigenen literarischen Ausdruck determiniert.

Ich spreche hier von einer Entgrenzung in Ableitung der Überlegungen, die Agamben unter der Rubrik einschließender Ausschluss im Hinblick auf die sogenannte Biopolitik zusammenfasst. Der einschließende Ausschluss besagt, dass etwas von einer politischen, sozialen oder kulturellen Einheit abgetrennt und ausgeschlossen wird, damit sich diese durch jenen Akt der Ausschließung überhaupt erst konstituieren kann. Dadurch aber verbleibt das Abgetrennte im Inneren des Konstituierten selbst, als dessen eigentliche Bedingung. Eine derartige Strukturbeziehung ist sicherlich gesellschaftstheoretisch oder politologisch nichts Neues.

Neu ist jedoch, dass jener Teil, der durch den Ausschluss von der Kultur, vom Menschlichen, vom Politischen (wenn auch als dessen innere Bedingung) eigentlich getrennt bleiben sollte, in der Biopolitik selbst zum Objekt politischer Praktiken wird, ja dass das Ausgeschlossene vom eigentlichen Subjekt politischer Praktiken ununterscheidbar wird. Tendenziell, zumindest aber potentiell, bringt eine derartige Ununterscheid-

barkeit totalitäre Strukturen hervor, so wie sie sich realhistorisch in den Konzentrationslager der Nazis, wie aber auch in den heutigen militärisch und polizeilich aufrechtgehaltenen Abschiebe- und Inhaftierungslagern manifestiert. Es spricht einiges dafür, auch für den spezifischen Fall Südafrika, für die de facto rechtslosen Auffanglager, für die *townships* und *homelands* der Apartheid zumindest während der Ausnahmezustände und des Bürgerkriegs der achtziger und frühen neunziger Jahre ein derartiges Muster anzulegen.

Wenn aber das im Inneren Ausgeschlossene totalitären Tendenzen die Unterfütterung liefert, sobald dieses nicht mehr vom eigentlichen politischen Subjekt unterschieden werden kann, darf es auf der anderen Seite aber auch nicht in einer völligen Entbindung von gesellschaftlichen Prozessen verbleiben. Es ist also den kulturellen Praktiken aufgegeben (welche sich vielleicht auch erst in dieser Aufgabe als solche zu erkennen geben), das im Inneren Ausgeschlossene innerhalb einer Subjektivität zu tradieren, ohne allerdings dieses (und dies ist die zunehmend virulenter werdende heutige Problematik) mit dem Subjekt zusammenfallen zu lassen und somit den biopolitischen Gestus zu wiederholen.

Für Agamben betrifft die Entdifferenzierung den biologischen und den politischen Körper, wie auch das sprachlose/undarstellbare und das sagbare Leben. Sie betrifft somit gleichermaßen Körper und Sprache, ja in der Tat die in dieser Hinsicht problematisch gewordene Beziehung zwischen beiden. Dies ist ein ähnlicher Ausgangspunkt wie bei Coetzee. Es ist dabei wichtig, den Körper nicht als eine vermeintliche organische Einheit zu verstehen, da sie als solche immer schon als diskursives Produkt, und somit als Produkt des Ausschluss, erscheint. Als solcher ist der Körper auch bei Coetzee immer bereits markiert. Bei ihm ist diese, nicht zuletzt rassistische, Markierung allgegenwärtig, wenn sie auch niemals ausdrücklich benannt wird bzw. in signifikanter Weise unbenannt bleibt. Stattdessen ist wichtig, wie der Körper als reine Verkörperung noch Subjektivierung und Entsubjektivierung gleichermaßen stattgeben kann. Natürlich schwingt hier die allgemein akzeptierte Tatsache mit, dass es kein Wissen, keine Kognition, keinen Gedanken unabhängig seiner oder ihrer Verkörperung geben kann. Was aber Coetzee unter jenen bereits genannten Begriffen der Verkörperung verbucht: »living not *in* or *as* a body but simply [...] being an embodied being« (LA: 34) und: »It is the embeddedness that is important, not the life.« (LA: 80), betrifft vor allem die Literatur selbst. Und es betrifft jenen Übergangsmoment, in welchem etwas aus dem Leben in die Sprache übergeht, welcher sich daher nicht vollständig in ein differentielles System zurückholen lässt, auch wenn er nicht außerhalb dessen in Erscheinung treten kann. So ist es nur logisch, dass bei Coetzee im »embodiment« einerseits die ontologisch anmutende

Qualität eines verkörperten Seins mitschwingt; das »embodiment« andererseits ganz konkret die Artikulation einer Idee durch die Charaktere meint.

In jener Interviewpassage von 1992, der mein Titelzitat entstammt, weist Coetzee dem Körper noch relativ pauschal eine unleugbare und eigenständige Mächtigkeit zu. Coetzee bezieht sich hier direkt auf die Figur des Friday in seinem Roman *Foe*. Friday sei der Körper, stumm aber ohne dabei gänzlich zu verschwinden, und in ihm sei der Körper sein eigenes Zeichen. Der Körper (als Standard all seiner vorherigen Erzählungen) habe eine eigene Widerständigkeit und eigene Mächtigkeit gegen jede politische Vereinnahmung, aber auch gegen jenen schriftstellerischen Zugriff der ewigen Selbsthinterfragung.

Not grace, then, but at least the body. Let me put it baldly: in South Africa it is not possible to deny the authority of suffering and therefore of the body. It is not possible, not for logical reasons, not for ethical reasons (I would not assert the ethical superiority of pain over pleasure), but for political reasons, for reasons of power. And let me again be unambiguous: it is not that one *grants* the authority of the suffering body: the suffering body takes this authority: that is its power. To use other words: its power is undeniable. (DP: 248)

Trotzdem muss man wohl für diese Widerständigkeit des Körpers im Leid (und somit realhistorisch in der Apartheid), auch wenn sie nicht eigens bewilligt werden muss, eine Form des Gewahrens oder der Gewährleistung voraussetzen. Die auf *Foe* folgenden Texte sind somit als Versuch zu verstehen, die Modalitäten jener Widerständigkeit und jenes Gewahrens genauer noch zu inszenieren und zu hinterfragen. So sind die später auftauchenden Begriffen »embodiment« und »embeddedness in life« eine Art Test dieser vielleicht doch noch recht unbefangenen Annahme, vor dem Hintergrund eben jener Entgrenzung, in welcher der Körper selbst, als biologischer Körper, zum Gegenstand politischer Praktiken wird. So versuche ich das »embeddedness in life« auch als Gegenbewegung zur Entblößung eines qualitätslosen biologischen Lebens zu verstehen.

Das »embeddedness in life« hat trotzdem immer auch etwas schamhaft Schändliches, es ist erfüllt mit »disgrace«. Der vorliegende Titel setzt die Gnade in einen, in dieser Form recht unerwarteten, Bezug zum Körper. Diesen Bezug versuche ich, darüber zu erklären, dass Körper und Schande ein Zeugnis von der geschilderten Entgrenzung abliefern. Nur was heißt das: ein Zeugnis abliefern? Wie kann ein Körper zum Zeugnis werden, wie kann die Schande Zeugenschaft sein? Wenn wir die

Modi des Widerstandes gegen die Entgrenzung des einschließenden Ausschlusses als Zeugenschaft beschreiben wollen, und diese bei Coetzee im »embodiment« und im »disgrace« erfüllt sehen, dann müssen wir doch unseren Begriff in Beziehung setzen zum umgangssprachlichen Verständnis von Zeugenschaft. Diese sieht das Zeugnis noch direkt über ein sprechendes Subjekt vollzogen.

Laut Agamben dagegen gewinnt der Zeuge seine Autorität einzig daher, im Auftrag eines Sprachlosen zu sprechen. Seine Subjektivität bleibt exemplarisch an die Sprachlosigkeit gebunden. Gerade hierin zieht er eine Analogie zwischen der Aufgabe des Dichters und der des Zeugen. »Dichter, Zeugen finden Sprache als das, was bleibt, als das was die Möglichkeit und die Unmöglichkeit zu sprechen überlebt.« (Agamben 2001a: 21) Dies impliziert aber, dass der Zeuge (und der Dichter) nur in der Verschiebung eines Auftrags zu sprechen vermag. Diese Verschiebung ist gerade nicht nur als ein äußerlicher, juristischer Aspekt zu verstehen, sondern als die jeglichem Zeugnis innewohnende Grundbedingung (abseits der Frage nach der Archivierung von Zeugenaussagen). Sie ist Quintessenz der philosophischen Überlegungen von Agamben zur Zeugenschaft.

Zeugnis ablegen bedeutet, in der eigenen Sprache die Position desjenigen einzunehmen, der sie verloren hat, sich in einer lebenden Sprache anzusiedeln, als sei sie tot, oder in einer toten Sprache, als sei sie lebendig - jedenfalls außerhalb sowohl des Archivs als auch des *corpus* des schon Gesagten. Es überrascht nicht, dass diese Geste des Zeugnisses auch die Geste des Dichters ist, des *auctor* schlechthin. (Agamben 2003: 141)

Diese Gesten exponieren die Texte Coetzees nicht zuletzt mit den in ihnen ausgeprägten Inszenierungen von Ansprache und Einfühlung, aber auch von Intertextualität, jenem Sprechen in der Sprache der Verstorbenen, dem Sprechen in einer toten Sprache. Letztere ist dann gerade nicht als Archiv des Ausgesagten zu verstehen, sondern als Einbettung desjenigen, der nunmehr ohne Sprache ist. So sagt Coetzee über das Schicksal seiner krebskranken Protagonistin in *Age of Iron*:

Elizabeth Curren brings to bear against the voices of history and historical judgment that resound around her two kinds of authority: the authority of the dying and the authority of the classics. Both these authorities are denied and even derided in her world: the first because hers is a private death, the second because it speaks from long ago and far away.

So a contest is staged [...], a contest about having a say. To me as writer, as the writer in this case, the outcome of this contest - what is to count as a

classic in South Africa - is irrelevant. What matters is that the contest is staged, that the dead have their say, even those who speak from a totally untenable historical position. [DP: 250].

Für Coetzee müssen wir also in der Folge zwei spezifische Momente zusammenbringen: ein realhistorisches Phänomen im südafrikanischen Gesellschaftswandel und eben jene theoretische Logik bei Agamben. Der Zeuge bürgt für performative, häufig auch gewaltsame Prozesse – im Besonderen dann, wenn ihr Objekt diskursiv noch nicht eingefasst bzw. aus dem jeweiligen Diskurs ausgeschlossen ist. Die Truth and Reconciliation Commission (TRC) hat im Südafrika der neunziger Jahre ein eindrückliches und in der gesamtgesellschaftlichen Durchdringung einmaliges Szenario genau dieser Funktion abgegeben. Hier haben die Zeugnisse der Opfer und Täter der Apartheid die gesellschaftspolitischen Veränderungen eingeleitet bzw. legitimiert. Hierfür musste allerdings eine Bereitschaft zur Empathie wie ein szenischer Rahmen Voraussetzung sein (Dimensionen, die eben auch bei Coetzee explizit werden), damit die traumatischen Erlebnisse zur Sprache kommen konnten, bevor sie schließlich im Abschlussbericht jener TRC als Bestandaufnahme einer forensischen Wahrheit archiviert werden konnten.

Radikalisiert, gleichwohl auch problematisiert, wird diese gesellschaftliche Funktion, wenn (mit Agamben) das Zeugnis gerade auch für das ge- und verbannte, rechts- und eigenschaftslose Leben einstehen soll, für jenes »bloße Leben«, das nicht für sich selbst sprechen kann, das bar jeder biographischen Äußerung bleibt. Für Agamben ist die Frage nach der Zeugenschaft der fortlaufende Versuch, die ethischen Vorzeichen aufzuzeigen, unter denen wir mit den Vorgaben der Biopolitik noch von Subjektivität sprechen können. Dieser Versuch knüpft im Anklang an den Linguisten Emile Benveniste daran, dass das Subjekt nur im Äußerungsakt der »Enunziation« besteht, »daß jedes Sprechen ein paradoxer, Subjektivierung und Entsubjektivierung einschließender Akt ist, in dem das lebende Individuum sich die Sprache nur in einer gänzlichen Enteignung zu eigen macht, zum sprechenden Wesen wird nur unter der Bedingung, dass es ins Schweigen stürzt« (Agamben 2003: 112f.). Dieses Paradox versucht Agamben in Beziehung zu setzen zu der, sehr viel einsichtigeren, logischen Unmöglichkeit der Zeugenschaft, wenn der wahre Zeuge ausgelöscht wurde.

Dies ist im Detail sicherlich eine andere Vorgabe als bei Coetzee. Doch kann Agamben genauso wie Coetzee voraussetzen, dass die Literatur zumindest seit der Moderne, genau jene Struktur der gleichzeitigen Subjektivierung und Entsubjektivierung ins Werk gesetzt hat. Von hier aus sind Coetzees Texte nicht nur selbst Zeugnis historischer Prozesse

und kultureller Traditionen, sondern sie sind auch Momente, in denen die Sprachlosigkeit des Subjekts selbst zur Sprache kommt.

Vorschau

Der von Coetzee 1983 veröffentlichte Roman *Life & Times of Michael K* lotet die Möglichkeiten und Unwägbarkeiten des Widerstands vor dem Hintergrund eines faktischen Bürgerkriegs, einer das ganze Land vereinnehmenden Gewalt, einer Aneinanderreihung von Ausnahmezuständen aus. Was allerdings 1983 noch einen regionalen (wenn auch zu dem Zeitpunkt noch hypothetischen) Tatbestand bezeichnet, beschreibt in den neunziger Jahren eine universelle Größe und hat sämtliche Formen des literarischen Ausdrucks von Coetzee durchdrungen. Bevor also die Texte der neunziger Jahre zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand werden, werde ich zuvor (häufig im Bezug auf *Life & Times of Michael K*, wodurch dieser Roman dann sozusagen eine Art Blaupause oder Lektüremodell liefert für die folgenden Texte), aus den bislang nur angerissenen Überlegungen einen detaillierteren konzeptionellen Rahmen im Hinblick auf Biopolitik und Rassismus, auf Sprache und Subjektivität sowie auf Zeugenschaft und Literatur erstellen. Alle folgenden Textlektüren lassen sich zwar auf das dargestellte Schema beziehen, werden aber nicht an jeder Stelle und im Einzelnen nach diesem durchdekliniert.

Die entsprechend der Chronologie der Buchveröffentlichungen geordneten Kapitel entfalten somit jeweils auch eigenständige theoretische Argumentationsstränge. In dem Kapitel zu *Age of Iron* (1990) finden sich allerdings die einleitenden Gedanken noch im Detail umgesetzt. Hier rücken sowohl das Subjekt der Enunziation als auch die gesellschaftliche Dynamik zwischen postkolonialer und biopolitischer Moderne (Giorgio Agamben, Michel Foucault, Homi Bhabha) in der allegorischen Figuration des Engels und des Zeugens ins Blickfeld. Das Kapitel zu *The Master of Petersburg* (1994) erweitert diese Disposition um eine ausdrücklich traumatische Dimension. Dazu wird eine Lesart des Realen bei Jacques Lacans und des Todestribs bei Freud durch die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Cathy Caruth hinzugezogen. Das Kapitel zu *Boyhood* (1997) wiederum konkretisiert eine solche traumatische Dimension, indem es im Memoire einen Ort des kulturellen Gedächtnisses sucht. Die Lektüre von *The Lives of Animals* (1999) beleuchtet noch einmal näher die Begriffe »embodiment« und »embeddedness in life«. Sie schließt nicht nur eine Erörterung des mimetischen Vermögens nach Walter Benjamin in Anlehnung an seine Kafka-Lektüre an, sondern auch dessen Umsetzung in Agambens Aufnahme des Konzepts der Geste. Versteht man das mimetische Vermögen immer auch als einen Rückgriff auf Prozesse des faktischen Lebens, so wird sein Bezug zur Biopolitik

augenscheinlich. Das abschließende Kapitel zu *Disgrace* (1999) schließlich ist auch als Resümee zu verstehen, insofern hier nicht nur die Kernkonzepte Biopolitik und Zeugenschaft noch einmal exemplarisch verhandelt werden, sondern sich aus ihnen anschaulich das Primat der szenischen Einbettung vor der narrativen Aussage in der Literatur Coetzees ableiten lässt.